

DER SEXMARKT IM WIEN DES FIN DE SIÈCLE

von Domenico Jacono (Wien)

In rumänischer Übersetzung erschienen in Valcan, Ciprian (Hg.): Splendorearea decadentei. Viena 1848-1938. Timișoara: Bastion 2008, pp. 219-253.

Man sagt, daß aus jungen Huren alte Betschwestern werden. Aber das trifft bei mir nicht zu. Ich bin frühzeitig zur Hure geworden, ich habe alles erlebt, was ein Weib im Bett, auf Tischen, Stühlen, Bänken, an kahle Mauerecken gelehnt, im Grase liegend, im Winkel dunkler Haustore, in chambres séparées, im Eisenbahnzug, in der Kaserne, im Bordell und im Gefängnis überhaupt nur erleben kann, aber ich bereue nichts von alledem. Ich bin heute bei Jahren, die Genüsse, die mein Geschlecht mir bieten kann, sind im Entschwinden begriffen, ich bin reich, bin verblüht, und sehr oft ganz vereinsamt. Aber es fällt mir nicht ein, obgleich ich immer fromm und gläubig gewesen bin, jetzt Buße zu tun.¹

1 Josefine Mutzenbacher oder Die Geschichte einer Wienerischen Dirne von ihr selbst erzählt. Ungekürzter Nachdr. d. Erstausg. 1906. Hg. v. Michael Farin. München: Schneckeluth 1990, p. 39.

2 Eine Ausnahme bilden die wenigen, von Autorinnen aus dem feministischen Umfeld verfassten Dirnenromane, wie etwa der erfolgreiche Bordellroman *Der heilige Skarabäus* von Else Jerusalem, der bereits zwei Jahre nach der Erstausgabe von 1909 die 22. Auflage erreichte.

Mit diesen Worten führt Josefine Mutzenbacher, die wie keine andere das Bild der Wiener Prostituierten geprägt hat, in ihre Memoiren ein, und für die folgenden Betrachtungen ist die *Mutzenbacher* deshalb symptomatisch, weil es sich dabei nicht um das verbürgte Selbstzeugnis einer historischen Person handelt, sondern um die fiktiven Bekenntnisse einer Romanfigur, die noch dazu einen Mann, vermutlich Felix Salten, zum Autor haben. Authentische Erfahrungsberichte von Wiener Prostituierten der Jahrhundertwende sind nämlich nicht überliefert, und was das zeitgenössische Genre der Dirnenliteratur – mit der *Mutzenbacher* als seinem deutschsprachigen Höhepunkt – oder dessen triviale Auswüchse in Groschenpornos den Prostituierten in den Mund legten, stammte zumeist aus der Feder männlicher Autoren,² die sich im engen Gedankenkorsett der bürgerlichen Sexualmoral bewegten, und deren Schriften weniger mögliche und glaubwürdige Porträts von Prostituierten vermitteln, als vielmehr Vorurteile, erotische Fantasien und sexuelle Sehnsüchte ihrer Verfasser durchscheinen lassen. Ähnlich verhält es sich auch mit wissenschaftlichen, philosophischen und feuilletonistischen Beiträgen zur damals hitzig debattierten sexuellen Frage. Den Quellen ist also mit der nötigen kritischen Distanz zu begegnen, die nicht zuletzt über ein Jahrhundert Frauenemanzipation und feministisches Schrifttum zu Recht einfordern. Womit auch schon die Problematik und zugleich die Zielsetzung der folgenden Ausführungen formuliert sind: Die Prostituierten der Wiener Jahrhundertwende und ihre Freier, deren jeweilige sozioökonomische Umfelder, und schließlich den Markt für sexuelle Dienstleistungen, Sehnsüchte und Illusionen, den sie als Anbieterinnen und Nachfragende ausmachten, auf der Kontrastfolie der zeitgenössischen, von der bürgerlichen Sexualmoral dominierten Prostitutionsdebatte darzustellen.

1. Die Prostituierten

3 Prostitution als Sumpf ist eine Metapher, die in der Literatur immer wieder auftaucht, etwa im Titel von Franz Kocmatas 1921 erschienener Millieustudie *Der Sumpf von Wien*.

4 Die weibliche Bevölkerung Wiens betrug um 1900 ca. 860.000 Frauen und Mädchen. Cf. Weigl, Andreas: Demographischer Wandel und Modernisierung in Wien. Wien: Pichler, 2000, p. 55, Tab. 1.

5 Zweig, Stefan: *Die Welt von Gestern*. Erinnerungen eines Europäers. Frankfurt/M.: Fischer 1992, p. 106.

6 Ibid.

Glaukt man den verfügbaren Statistiken und dem Tenor der Zeitzeugen, war Wien um die Jahrhundertwende eine Stadt, die in einem tiefen, prostitutiven »Sumpf« zu versinken drohte.³ 15.000 Frauen und Mädchen, also fast 2% der weiblichen Bevölkerung der Haupt- und Residenzstadt Österreich-Ungarns, sollen ihren Lebensunterhalt damals ganz oder teilweise durch die Vermietung ihres Körpers auf Zeit bestritten haben.⁴ Stefan Zweig spricht in seinen Erinnerungen *Die Welt von Gestern* denn auch von einer »Armee der Prostitution«.⁵ Er behauptet, die Wiener Gehsteige wären so voller käuflicher Frauen gewesen, »daß es schwerer hielt, ihnen auszuweichen, als sie zu finden«.⁶ Diese Einschätzung teilte Zweig mit vielen seiner Zeitgenossen. Einem *ceterum censeo* gleich warnten Beobachter immer wieder vor einer unkontrollierbaren, die »guten« Sitten gefährdenden Prostitution. Im Gegensatz dazu war die Zahl der registrierten Prostituierten auffallend gering. Gerade einmal 1.600 Frauen hatten das sog. Gesundheitsbuch, jenen Identitäts- und Kontrollausweis, der im Zuge der Wiener Weltausstellung im Jahr 1873 als Polizeimaßnahme zur Reglementierung der Prostitution eingeführt worden war.

Wie lässt sich dieser Unterschied zwischen der geringen Anzahl registrierter und der hohen Schätzung mutmaßlicher Prostituierten erklären? Zum einen meldeten sich nur wenige Betroffene freiwillig bei den Polizeibehörden. Angst vor Repressalien und sozialer Ächtung, aber auch Scham vor der demütigenden, von Polizeiarzten durchgeführten Kontrolluntersuchung hielten viele davon ab, sich als Prostituierte »conscriptieren« zu lassen. Außerdem war bekannt, dass manche Ärzte die antiseptische Reinigung ihrer Instrumente vernachlässigten, und das Risiko, bei diesen Kontrollen mit Syphilis – der damals gefährlichsten Geschlechtskrankheit – infiziert zu werden, entsprechend hoch war. Auch waren

7 Wiener Prostitutionsstatut von 1873, zit. n.: Montane, H. [Höftberger, Franz]: Die Prostitution in Wien. Ihre Geschichte und Entwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hamburg et al.: Rasch 1925, p. 60. Der Begriff der Unzucht wurde dabei als gesetzeswidrige Befriedigung des Geschlechtstriebes definiert (cf. auch Meyers Konversationslexikon. Leipzig: Verl. des Bibliographischen Inst. 1888, Bd. 15, p. 1037).

8 Schrank, Josef: Die Prostitution in Wien in historischer, administrativer und hygienischer Beziehung. Wien: Selbstverl. 1886, Bd. II, p. 106.

9 Das Konkubinat war weit verbreitet, da einerseits soziale, wirtschaftliche und kirchliche Hindernisse Eheschließungen erschwerten, andererseits eine Scheidung nach österreichischem Eherecht unmöglich war.

10 Viele Frauen, die der Sozialdemokratie nahe standen, verstanden sich auch als Feministinnen und traten u.a. für die »freie Liebe« ein, d.h. für das Recht, den Ehepartner frei und nicht nach materiellen Kriterien wählen zu dürfen. Die christlichsoziale Propaganda diffamierte diese Forderung als Apologie der Promiskuität. Im Wiener Wahlkampf des Jahres 1901 wurden die Mitstreiterinnen Victor Adlers deshalb als »Dirnen« bezeichnet.

die Untersuchungen kostenpflichtig, was das ohnehin kleine Einkommen der meisten Prostituierten ebenso verringerte wie dessen Besteuerung. Von Zimmervermieterinnen und Zuhältern ausgebeutet, zu berufsbedingten, oft kostspieligen Ausgaben für Kleidung, Schminke und Schmuck angehalten, zur Beschaffung teurer, weil illegaler Verhütungs- und Abtreibungsmittel genötigt, und überdies auch noch oft drogenabhängig, waren die meisten Prostituierten zeitlebens in Geldnöten und hatten mit der Nutzenbacherischen Gestalt der aus den Unterschichten aufgestiegenen, reich gewordenen Edelprostituierten bis auf wenige Ausnahmen keine Ähnlichkeit. Sich registrieren zu lassen, bedeutete also weder einen sozialen noch einen wirtschaftlichen Gewinn. Aus diesen Gründen zogen es viele Sexarbeiterinnen vor, unangemeldet zu arbeiten. Die meisten zeitgenössischen AutorInnen gingen davon aus, dass die Anzahl der geheimen Prostituierten die der registrierten um das Zehnfache übersteigen würde. Zum anderen – und das scheint der Ausschlag gebende Grund für die statistischen Widersprüche – ging man von einer sehr weiten Begriffsbedeutung aus. Nach herrschender Moral waren nicht nur jene Frauen, die laut Polizeistatut von 1873 »geständiger-, erwiesener- oder notorischermassen die Unzucht gewerbsmäßig betreiben«,⁷ sondern überhaupt alle »Frauenspersonen« als Prostituierte anzusehen, »die sich der außerehelichen Befriedigung des Geschlechtstriebes hingeben«, wie der Wiener Polizeiarzt Josef Schrank – einer der damals einflussreichsten Experten – formulierte.⁸ Darunter fielen u.a. auch die zahlreichen »Konkubinen«, also Frauen, die in außerehelichen Lebensgemeinschaften lebten.⁹ Als Prostituierte galt demnach schon, wer ganz allgemein gegen die moralische Norm verstieß oder auch nur unter Verdacht stand, das zu tun. Frauen aus bestimmten sozialen Schichten und Berufsgruppen, aus dem städtischen Proletariat oder dem ländlichen Milieu stammende Fabrikarbeiterinnen und Stubenmädchen etwa, standen überhaupt unter Pauschalverdacht. Das ganze Ausmaß dieses absurden Begriffsmissbrauchs zeigt der Umstand, dass sozialdemokratische Aktivistinnen im Zuge einer Wahlkampagne von der christlichsozialen Presse offen als »Dirnen« bezeichnet werden konnten.¹⁰ Obschon also die Zahl der nicht registrierten Prostituierten die der Erfassten um ein Mehrfaches überstiegen haben dürfte, sollte man den häufig von Partikularinteressen gesteuerten und mangels exakter Erhebungsmethoden oft willkürlichen Schätzungen ebenso wenig trauen, wie jenen eingangs erwähnten Zeitzeugen, die Wien im »Sumpf« der Prostitution untergehen sahen.

Wenn in diesen Ausführungen nur von weiblichen Prostituierten die Rede ist, dann v.a. deshalb, weil deren männliche Pendanten kaum wahrgenommen wurden. Waren das Phänomen »Weib« im Allgemeinen und – spätestens seit Alexandre Parent-Duchâtelets wegweisender Studie *De la prostitution dans la ville de Paris* (1836) – die weibliche Prostituierte im Besonderen viel beschriebene Objekte der sexologischen Begierde (und folglich das Schrifttum der mit der Aufklärung begründeten, und später von Michel Foucault in seiner *Histoire de la sexualité* (1976) so benannten *scientia sexualis* von stets wachsendem Umfang), so nimmt sich das Quellenmaterial zur männlichen Prostitution umso ärmlicher aus. Daran ist zunächst bemerkenswert, dass es männliche Prostituierte in Österreich-Ungarn juristisch und administrativ überhaupt nicht gab, sie also auch nicht straffällig werden konnten. Gesetz und Behörde sprachen immer nur von Frauen. Hingegen wurde die Homosexualität sehr wohl kriminalisiert, und jeder Geschlechtsakt zwischen Männern war somit ohnehin ein Strafrechtsdelikt. Abgesehen von Soziotopen mit strukturellem Frauenausschluss oder -mangel (Strafanstalten für Männer, K.u.k. Armee) war die männliche Prostitution aber eine Randerscheinung.

Will man nun das damalige sozioökonomische Umfeld der Wiener Prostituierten erhehlen, liegt es nahe, deren soziale Herkunft und wirtschaftliche Verhältnisse zu beleuchten. Das soll mit einer kleinen schicht- und berufsspezifischen Typologie von Prostituierten versucht werden, wobei vorauszuschicken ist, dass erstens die Übergänge zwischen regelmäßiger und Gelegenheitsprostitution fließend waren; dass zweitens Prostituierte durchaus sehr jung sein konnten, da das gesetzliche Mindestalter für deren Registrierung bis zum Jahr 1900 lediglich 14, danach 16 Jahre betrug; und dass schließlich drittens die Prostituierten auch großteils aus Wien selbst oder dem Wiener Umland stammten, mithin das oft bemühte multiethnische Gemisch hier lediglich ein deutschösterreichisches und so gar nicht repräsentativ für das Vielvölkerreich der Donaumonarchie war. Nur etwa ein Fünftel der Prostituierten kam von außerhalb, v.a. aus den angrenzenden Kronländern Böhmen, Mähren und Ungarn.

11 Schnitzler, Arthur: *Reigen*. Zehn Dialoge. Stuttgart: Reclam 2002, hier *Das Stubenmädchen und der junge Herr*, pp. 12-18.

12 Neben Zweigs *Welt von Gestern* sind hier v.a. Schnitzlers *Tagebücher* und dessen Selbstbiografie *Jugend in Wien* zu erwähnen.

13 Im Jahr 1900 waren 81,5% der Frauen unter 25 Jahren und 52,6% der unter 30-jährigen unverheiratet. Cf. Helczmanovszki, Heimold: Die Entwicklung der Bevölkerung Österreichs in den letzten hundert Jahren nach den wichtigsten demographischen Komponenten. In: Ders.: Beiträge zur Bevölkerungs- und Sozialgeschichte Österreichs. Wien: Böhlau 1973, p. 155.

Die Mutzenbacher skizziert am Eingang ihrer Memoiren, welches sozialen Milieus Kind sie ist: Der Vater, ein Hilfsarbeiter, versauft seinen Hungerlohn, die fünfköpfige Familie – Josefina hat zwei ältere Brüder – haust in einer Zinskaserne in der Ottakringer Vorstadt, und zwar in einer Kleinwohnung, die lediglich aus Zimmer und Küche besteht. Damit man ein Auslangen findet, beherbergen die Mutzenbachers außerdem noch einen Bettgeher. Hier ist der Roman ganz Realität, denn derart beengte Wohnverhältnisse waren für das Wiener Proletariat der Jahrhundertwende kennzeichnend, und die zwangsläufige körperliche Nähe aller Mitbewohner brachte es mit sich, dass Arbeiterkinder – ähnlich dem in Gesindestuben des ländlichen Raumes aufgewachsenen und im Gegensatz zum bürgerlichen Nachwuchs – schon früh aufgeklärt waren. Das von Familie, Schule und Kirche betriebene Versteckspiel in Sachen Sexualität langweilte sie darum nur, und die Geschichte vom Storch, der die Kinder bringt, erkannten sie früh als das, was sie war: eine Lüge. Obwohl sich auch Frauen bürgerlicher Herkunft, ja sogar Adelige prostituierten – man denke etwa an die von Metternich als Spitzel eingesetzten Mätressen von Teilnehmern des Wiener Kongresses 1814/15 –, entstammte das Gros der Prostituierten doch dem in der *Mutzenbacher* geschilderten Vorstadtproletariat und dem ländlichen Umfeld. Die polizeilichen Aufzeichnungen der erfassten Prostituierten sind zumal hinsichtlich der Berufsangaben aufschlussreich: Fabrikarbeiterin, Handarbeiterin, Stubenmädchen, Kellnerin, Verkäuferin. Warum gerade Vertreterinnen solcher Berufe für die Prostitution empfänglich waren, und deren Hemmschwelle, für Sex materiellen Gegenwert zu fordern, niedriger gewesen sein mag als bei anderen, wird verständlich, wenn man die Lebensumstände dieser Frauen in Betracht zieht. Der ohnehin harte berufliche Alltag dieser zumeist schon als heranwachsende Mädchen zur Arbeit gezwungenen, wenig gebildeten weiblichen Beschäftigten in Fabrik, Laden oder Haushalt war zuvorderst von der Abhängigkeit gegenüber dem männlichen Arbeitgeber, Vorgesetzten oder auch Kollegen bestimmt, schlechte Bezahlung und auch sexuelle Belästigung bis zur Nötigung waren die Regel. So wohnten bspw. viele Stubenmädchen und Verkäuferinnen im Haus ihres Arbeitgebers, was bisweilen dazu führte, dass sie über die Erfüllung ihrer haushalterischen oder verkaufsfördernden Pflichten hinaus noch »sexualpädagogische« Aufgaben zu übernehmen hatten: Es galt, wie sich auch Stefan Zweig erinnert, dem heranwachsenden Sohn des Hauses praktischen Aufklärungsunterricht zu erteilen, damit dieser nicht zu Prostituierten ging, was leicht zu einer luetischen Infektion führen konnte, oder auch zu einem rufschädigenden Skandal, falls er sich gar mit einer verheirateten Frau einließ.

Arthur Schnitzler hat in seinem *Reigen* (1900) einfühlsam beschrieben, wie sich eine solche Szene hätte abspielen können: Der *Junge Herr* und das *Stubenmädchen* sind in der gleichnamigen, dritten Szene des Stücks allein, er begrapscht und entkleidet sie, was sie in einer Mischung aus Koketterie und scheuer Willfährigkeit geschehen lässt; endlich kopuliert man. Während der peinlich berührte *Junge Herr* danach am liebsten alles ungeschehen machen möchte und fluchtartig die Wohnung verlässt, entwendet das *Stubenmädchen*, gleichsam als Mietgebühr und – wie man annehmen darf – auch als Geschenk für ihren in der Vorszene eingeführten Liebhaber, eine Zigarre, Symbol für die materielle und geschlechtliche Potenz des bürgerlichen Mannes.¹¹ Wenn man hier auch nicht von einem Prostitutionsakt im engeren Sinn sprechen kann, zeigt die Szene doch genauso subtil wie brutal die sozioökonomische Abhängigkeit des Stubenmädchens von den Hausherrn, und das umso mehr, als sie für den zusätzlich geleisteten, sexuellen Dienst sich selbst zu belohnen nicht scheut. Schnitzler und Zweig wussten, wovon sie schrieben, entstammten sie doch selbst der wohlhabenden Wiener Bourgeoisie, und ihren autobiografischen Schriften lässt sich entnehmen, dass sie von ihren Vätern in ähnlicher Weise der Sexualaufklärung zugeführt wurden, wie es im *Reigen* dargestellt ist.¹² Die beschriebene Szene macht einleuchtend, warum Stubenmädchen pauschal der Prostitution verdächtigt wurden. Da sie zudem berufsbedingt meist ledig¹³ waren und auch keinen eigenen Hausstand hielten, mussten sie ihre partnerschaftlichen Bedürfnisse wohl oder übel außerehelich und außerhäuslich befriedigen, was ihren Lebenswandel in den strengen Augen der bürgerlichen Sittenwächter noch verwerflicher erscheinen ließ. Diese Stigmatisierung des weiblichen Hauspersonals war so präsent, dass der Sexmarkt auf die damit einhergehenden männlichen Fantasien reagierte und Prostituierte in Stubenmädchentracht auf Freierfang gingen. Der Prostitutionsverdacht gegen diese Frauen wirkt heute umso perfider, als diejenigen, die ihn – meist mit moralischer Entrüstung – aussprachen, durch ihr nötigendes Verhalten maßgeblich zu seinem Aufkommen beigetragen hatten. Ähnliches galt für weibliche Hilfskräfte in Fabri-

14 Zweig 1992, p. 29.

15 Reden, Alexander Sixtus v. /Schweikhardt, Josef: Eros unterm Doppeladler. Eine Sittengeschichte Altösterreichs. Wien: Ueberreuter 1993, p. 171.

16 Schrank 1886, Bd. I, pp. 367-379.

ken, Verlagshandwerkerinnen oder Bauarbeiterinnen. Wollten sie den schweren, gesundheitsschädlichen Arbeitsalltag erträglich gestalten, mussten sie sich die sexuellen Avancen ihrer männlichen Vorgesetzten und oft auch Kollegen gefallen lassen, andernfalls wurden sie schikaniert. Viele dieser Frauen lebten zudem in sog. »wilden Ehen«, außerehelichen Lebensgemeinschaften, was den Prostitutionsverdacht gegen sie nur noch erhärtete.

Neben dem Typus von Prostituierten aus den Unterschichten, deren Sexualisierungszwang die geschlechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Machtverhältnisse am sichtbaren entblößte, waren es häufig Frauen kleinbürgerlicher Herkunft, die ihren Körper auf den Sexmarkt verhandelten, indem sie sich bei Gelegenheit von potenten Galanen über kürzere oder längere Zeit aushalten ließen. Diesen Typus der Prostituierten hat Schnitzler als *Süßes Mädel* in die Literatur eingeführt. Das *Süße Mädel* im *Reigen* etwa hat gleichzeitig zwei Dauerfreier: den *Ehegatten*, mit dem sie einen Seitensprung ins *chambre séparée* macht und später ein Wiedersehen vereinbart – wobei trotz gegenteiliger Beteuerungen zwischen den Zeilen zu lesen ist, dass es sich weder für sie noch für ihn um eine Ausnahme, sondern um eine geübte Regel handelt – und den *Dichter*, einen hochstaplerischen Junggesellen, dem sie sich in seiner Klause hingibt. In beiden Fällen prostituiert sich das *Mädel* für geringe, ihren Ansprüchen aber genügende, materielle Annehmlichkeiten wie ein gediegenes Diner bzw. die Aussicht auf einen Theaterbesuch. Sie bietet ihren Körper aber nicht explizit feil wie es die Prostituierten der Unterschichten tun, sondern als vermeintlich Verführte und nunmehr Geliebte mit den Konversationslügen der bürgerlichen Umgangsformen umschrieben, welche ihr die Illusion eines besseren Lebens ermöglichen. War die Abhängigkeit des *Mädels* vom Galan also mitnichten so existenziell wie die der Prostituierten vom Freier, so war sie doch insoweit gegeben, als sich das *Mädel* von der Vermietung ihres Körpers materielle Vorteile erhoffte und auf einen sozialen Aufstieg spekulierte.

Der dritte und letzte Typus von Wiener Prostituierten rekrutierte sich aus dem Umfeld der darstellenden Künste. Die Theaterbesessenheit der Wiener war sprichwörtlich, ihre fanatische Verehrung von Bühnengrößen kam einer Götzenanbetung gleich. Stefan Zweig beschreibt, dass ein hoher Politiker unerkannt durch Wien gehen konnte, »aber ein Hofschauspieler, eine Opersängerin erkannte jede Verkäuferin und jeder Fiaker [...]«. ¹⁴ Ein Nimbus des illusionistischen Zaubers umgab die Theater und entthob deren darstellerisches Personal auch abseits der Bühne der sozialen Realität. Was man Diven wie etwa der von Karl Kraus bezeichnenderweise als Idealtypus der »musischen Dirne« ¹⁵ verehrten Annie Kalmár, aber auch den unzähligen, in deren Schatten stehenden Divetten in aller Öffentlichkeit zugestand, nämlich die freie Wahl und den beliebig häufigen Wechsel ihrer Sexualpartner, war anderen Frauen nur im Geheimen und auf die Gefahr folgenreicher Sanktionen hin möglich. Wie es der unstete Lebenswandel in Theaterkreisen mit sich brachte, war der geschlechtliche Umgang von Bühnendarstellerinnen in der Regel auf außereheliche und mehr oder weniger flüchtige Beziehungsformen beschränkt, was sie, wie die Stubenmädchen, pauschal der Prostitution verdächtig machte. Insbesondere die schlecht bezahlten Ballett- und Chormädchen sowie Statistinnen an kleineren Bühnen, Varietés und Kabarets waren auf die materielle Unterstützung ihrer Liebhaber angewiesen, um ihre oft beträchtlichen beruflichen Ausgaben und Repräsentationsbedürfnisse bestreiten zu können. Fanden sie keinen Finanzier und verloren im Zuge dessen ihr Engagement, blieb ihnen als Bühne oft nur ein *café chantant*. Diese damals in Wien häufigen Tanz- und Musiklokale waren als Anbahnungsorte der Prostitution bekannt, der Auftritt im Milieu für die ehemals hoffnungsvollen Bühnentaleute oft gleichbedeutend mit dem Eintritt in seine prostitutiven Lebensformen. Aber auch die weiblichen Hauptattraktionen der jeweiligen Bühnen wurden von ihren Direktoren »zum Vortheil der Theatercasse« mitunter ermutigt »sich Verehrer, sog. Theater-Habitués zu acquirieren. Denn dadurch ist für ein andauerndes Logen- und Orchestersitz-Publicum gesorgt.« ¹⁶

2. Die Freier

War die Donaumonarchie in ihrer letzten, für diese Betrachtungen relevanten Epoche eine doppelte, nämlich österreichisch und ungarisch, so waren es auch die dominanten Moralvorstellungen ihrer patriarchalischen Eliten. Was nun die Sexualmoral betrifft, so war sie insofern gedoppelt, als es davon eine für den Mann und eine für die Frau gab. Ausgehend von der den sexuellen Diskurs des 19. Jahrhunderts weitgehend bestimmenden sog. »Dampf-

17 Reden/Schweikhardt 1993, p. 28.

18 Schnitzler 2002, hier *Die junge Frau und der Ehemann*, pp. 45-51.

19 Freud, Sigmund: *Sexualleben*. Frankfurt/M.: Fischer 1972, p. 97.

kesseltheorie« – wonach der männliche Sexualtrieb stärker sei als jener der Frau, und der Mann, um nicht zu explodieren, einem Kessel gleich regelmäßig »Dampf ablassen« müsse – wurde mit zweierlei moralischem Maß gemessen: Während dem jungen Herrn vorehelicher Geschlechtsverkehr nachgesehen und heute strafbare Tatbestände – etwa die sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, wie im Vorabschnitt anhand von Schnitzlers *Stubenmädchen* gezeigt – als integraler Bestandteil des bourgeoisen Erziehungsprogramms betrachtet wurden, hatte die junge Dame als Jungfrau in die Ehe zu gehen. Die Fetischisierung der Jungfernschaft, von Reden/Schweikhardt trefflich als »einzige offizielle Perversion des bürgerlichen Zeitalters« bezeichnet,¹⁷ traf tatsächlich den Kern des besitzbürgerlichen Wesens, das alle Sachen und jede Person vor deren Inbesitznahme nach dem Warenwert taxierte, folglich auch die deflorierte Braut, die am Heiratsmarkt niedriger im Kurs stand als diejenige mit intakter Jungfernhaut. Diese doppelte Sexualmoral setzte sich in der Ehe fort. Allein der Umstand, dass die Vernunftehe, also die Ehe aus standesgemäßen oder materiellen Gründen, die Norm, die Liebesheirat hingegen die Ausnahme bildete, lässt den Schluss zu, dass es mit der ehelichen Treue oft nicht weit her sein konnte und auch die Prostitution, zumal über die Person des ehebrecherischen Freiers, seinen Platz als notwendiges Skandalon im bürgerlichen Sexualleben beharrlich behaupten konnte. Kritiker der patriarchalischen Geschlechterverhältnisse, unter ihnen Autorinnen der auch in Österreich erstarkenden Frauenbewegung, sahen das Institut der Vernunftehe überhaupt als permanenten prostitutiven Akt, als ein auf den Tausch zwischen materieller Sicherheit und Körpervermietung reduziertes Handelsabkommen, und erblickten in der Erziehung heiratsfähiger Mädchen zur »guten Partie« nicht zu Unrecht einen der Instruierung von Prostituierten vergleichbaren Vorgang. Während dem Ehemann, wie zuvor als Junggesellen, Seitensprünge verziehen wurden, hatte die Ehefrau, wie zuvor als Mädchen ihrer Jungfernschaft, dem Gatten treu zu bleiben.

Schnitzler hat diese diskriminierende Gattensexualität in der zentralen Szene seines *Reigen* mit der ihm eigenen psychologischen Schärfe und geradezu feministischer Verve dargestellt: Der *Ehemann* hält seiner *Jungen Frau* im Bett einen Vortrag über eheliche Treue (bevor er in der nächsten Szene wieder einmal ein *Süßes Mädels* in ein *chambre séparée* verführen wird). Er kommt auf seine persönlichen Erlebnisse mit dem vorehelichen Geschlechtsverkehr zu sprechen, die er »notgedrungen durchzumachen hatte«, beschuldigt die daran beteiligten Prostituierten, sie hätten ihm »das was man so gemeinhin die Liebe nennt« schon in seiner Jugend »gründlich widerwärtig gemacht«, und konstatiert seiner Frau auf Grund ihrer mutmaßlichen vorehelichen Unberührtheit deshalb neidvoll »einen klareren Blick für das Wesen der Liebe«; schließlich gibt er auch zu, damals mit einer verheirateten Frau ein Verhältnis gehabt zu haben und warnt seine Gattin, die sich in der vorherigen Szene noch mit einem ihrer Liebhaber vergnügte, indirekt vor etwaigen Seitensprüngen, indem er seiner Empfindung Ausdruck verleiht, Ehebrecherinnen wären »unglücklich« und würden »früh sterben«.¹⁸ Klarer lässt sich der patriarchalische Anspruch kaum durchschauen, perfider kaum formulieren, handelte es sich dabei doch sowohl um den alleinigen Besitz als auch die ausschließliche Konsumation der Jungfernschaft. Aus einer solchen Auffassung ergab sich geradezu zwingend, dass man die Prostitution als durch die männliche Triebverhaftung bedingtes »notwendiges Übel« ansah, das auszurotten als unmöglich erachtet, das zu reglementieren aber im Sinne der »guten Sitten« und sanitärer Erfordernisse als unumgänglich verstanden wurde.

Neben der Dampfkesseltheorie, deren zentrale Bedeutung für den zeitgenössischen Geschlechterdiskurs sich v.a. auf die breite Wirkung der *Psychopathia Sexualis* (1886) des auch in Wien wirkenden Mediziners und Psychiaters Richard Krafft-Ebing gründete, waren um 1900 noch andere, teils widersprechende Erklärungsmodelle zur Sexualität der Geschlechter im Umlauf. Sigmund Freuds Psychoanalyse bestätigte zwar die herausragende Bedeutung des Sexualtriebs, wollte diese aber nicht auf den Mann reduziert wissen. Freud behauptete ganz im Gegenteil, dass beide Geschlechter – und zwar schon von frühester Kindheit an – »polymorph pervers« veranlagt und bei entsprechender Entwicklung für verschiedene Perversionen zugänglich wären. Als pervers verstand er u.a. auch die Polygamie, welche die »Dirne dann für ihre Berufstätigkeit ausbeute«.¹⁹ Dass Freud die 1906 erschienene *Mutzenbacher* kannte, ist anzunehmen, dass er sie für wissenschaftlich relevant hielt, weniger; jedenfalls liest sich der Roman, in dem es über weite Strecken von sich prostituierenden »polymorph perversen« Kindern nur so wimmelt, wie eine literarische Vorwegnahme seiner Theorien. Im 1910 erschienenen Aufsatz *Über einen besonderen Ty-*

20 Ibid., pp. 186-195.

21 Weininger, Otto: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. München: Matthes & Seitz 1980, p. 284.

22 Tarnowskys *Étude anthropométrique sur les prostituées et les voleuses* (1889) erschien 1890 unter dem Titel *Prostitution und Absolutismus* in deutscher Übersetzung, Lombrosos *La donna delinquente, la prostituta e la donna normale* folgte 1893.

23 Weininger 1980, p. 306.

24 Jušek, Karin: *Auf der Suche nach der Verlorenen. Die Prostitutionsdebatte im Wien der Jahrhundertwende*. Wien: Löcker 1994, p. 161.

25 Schrank 1886, Bd. I, pp. 367-379, Jušek 1994, pp. 132-134 u. p. 149, Meyers Konversationslexikon 1888, Bd. 13, p. 417.

26 Cf. v.a. Wedekinds Figur der Lulu in *Erdgeist* (1896) und *Die Büchse der Pandora* (1904).

pus der Objektwahl beim Manne ging Freud dann indirekt auf die Freierpsyche ein, indem er postulierte, dass Männer gerade diese »Dirnenhaftigkeit« sexuell anziehend fänden und nannte diese Begehrlichkeit »Dirnenliebe«. ²⁰

Relativierte Freud die bis dahin gängige Auffassung vom männlichen Dampfkessel schon dahingehend, dass er auch die Frau als ein ursprünglich und existenziell in unbewältigten Triebkonflikten gefangenes und auf deren Abfuhr ausgerichtetes Wesen erkannte, und er folglich auch der Prostituierten kausale Verantwortung für das »notwendige Übel« ihres Daseins aufbürdete, so hatte schon Jahre zuvor der junge Philosoph Otto Weininger in seinem umstrittenen Werk *Geschlecht und Charakter* (1903) den Mann noch radikaler von allem schlechten Gewissen gegenüber der Prostitution freigesprochen. Im Kapitel *Mutterschaft und Prostitution* entwickelte Weininger zwei sexuelle Typen, eben die »Mutter« und die »Prostituierte« – beide zwar im Sinne seiner so untertitelten »prinzipiellen Untersuchung« als philosophisch verabsolutierte Kategorien gedacht, aber für ein damals gängiges Frauenbild durchaus bezeichnend – formulierte also zwei abstrahierte Pole der Weiblichkeit, welche »organisch, von der Geburt an vorhanden« seien. ²¹ Anders als Freud, der die menschliche Triebverhaftung in der Seele ortete, redete Weininger damit einer im 19. Jahrhundert durchaus salonfähigen Auffassung das Wort, wonach es sich bei Eignung und Hang zur Prostitution nicht nur um angeborene, sondern auch körperlich manifeste Charaktereigenschaften handle. Anthropometriker wie der Franzose Pauline Tarnowsky oder Kriminologen wie der Italiener Cesare Lombroso meinten gar mittels Schädelmessungen und der Analyse von Gesichtszügen die geborene Prostituierte bestimmen zu können. ²² Weininger behauptete nun, dass diese »absolute Prostituierte« ihr Geschäft einzig zum Zweck der Lustmaximierung betreibe. Im Gegensatz zur Mutter sehe die Prostituierte den Koitus nicht als Anfang des Lebenssinns, ein Kind in die Welt zu setzen, sondern als den Sinn selbst. »Der [orgasmische, D.J.] Schrei der Mutter ist darum ein kurzer, mit schnellem Schluß; der der Prostituierten ist langgezogen, denn alles Leben, das sie hat, will sie in diesem Moment konzentriert, zusammengedrängt wissen«, wollte Weininger als vokalen Beweis seiner These beobachtet haben. ²³ Auch er sah die Prostituierte, da sie »in Bezug auf die Individualität des Mannes anspruchslos« sei, als polygam, den Mann aber im Gegensatz zu Freud als eigentlich monogam, weil wählerischer. Dass männliche Autoren, u.a. auch der Verfasser der *Mutzenbacher*, die Mär von der geilen Dirne erzählten, ist angesichts dieses Frauenbilds nicht weiter überraschend. Ungewollte Bestätigung fanden Weiningers misogynen Thesen wenig später aber auch in einem Werk, das nichts weniger als frauenfeindlich sein wollte und selbst von einer Frau verfasst worden war: Rosa Mayreder, Vorkämpferin der Frauenemanzipation in Österreich bezeichnete ihr Geschlecht in *Kritik der Weiblichkeit* (1909) als von Natur aus willensschwächer, passiver und darum auch für polygames Verhalten anfälliger als den Mann. ²⁴ Weiningers aus heutiger Sicht problematischer Beitrag zur Prostitutionsdebatte bestand darin, dass er bereits bestehende Ressentiments gegenüber Prostituierten in ein philosophisches System formulierte und dadurch intellektuell überhöhte. Immer wieder war Prostituierten vorgeworfen worden, sie würden ihren Beruf aus »perverser Veranlagung, Wollust und Eitelkeit« betreiben, ein »Hang zum Wohlleben, Arbeitsscheu sowie Putz- und Genußsucht« waren wiederholt als deren Charaktermerkmale genannt worden, sogar die Autoren der maßgeblichen Konversationslexika vertraten diese Meinung, und es gab gewichtige Stimmen, wovon diejenige des bereits erwähnten Polizeiarztes Schrank eine der lautesten war, die allen Ernstes behaupteten, die Prostitution wäre deshalb allgegenwärtig, weil »fast alle Wienerinnen äusserst vergüngungssüchtig sind«. ²⁵ Dass Prostituierte ihr Leben auch genießen würden – die *Mutzenbacher* spricht eingangs ebenfalls vom Genuss, den ihr das Geschlecht zeitlebens geboten hätte – davon waren selbst gesellschaftskritische, durchaus philogynen Autoren wie Peter Altenberg, Karl Kraus oder Frank Wedekind überzeugt, die immer wieder den lustvollen Aspekt des Dirnendaseins idyllisierten. ²⁶ Ihnen allen und Weininger gemein war die Faszination für eine idealistisch und ästhetisch überhöhte, »emanzipierte« Prostituierte, die sich durch ihr Treiben bewusst den bürgerlichen Wertvorstellungen entzieht und dadurch die patriarchalischen Machtverhältnisse subversiv umkehrt.

Ob nun als Dampfkessel unter permanentem Überdruck, unwiderstehlich angezogen von einem »dirnenhaften« Wesen, oder gar nur machtloses Lustobjekt in den Fängen einer Genussüchtigen, ein Mann musste sich nach keiner der referierten Meinungen als Sexualtäter fühlen, wenn er mit Prostituierten verkehrte, sondern durfte sich geradezu als deren

27 Helczmanovszki 1973, p. 155.

28 Diese Gruppe stellte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts 30-45% der Bevölkerung. Der Anteil unehelicher Kinder an den gesamten Geburten war 30%. Cf. Weigl 2000, p. 313 u. p. 316, Tab. 32.

Opfer betrachten. Die Gesetze und behördlichen Verordnungen gaben dieser einseitigen Auffassung Recht, war doch allein die Prostituierte polizeilicher und gerichtlicher Verfolgung ausgesetzt, und wurde doch nur sie für die Übertragung venerischer Krankheiten verantwortlich gemacht, während ihr Freier sogar dann ungestraft davon kam, wenn er die Bezahlung verweigert hatte, da der Prostituierten die Rechtsmittel, diese einzufordern, fehlten. Getreu diesem Sittenbild schwiegen sich die amtlichen Quellen über Zahl und Zusammensetzung der Freier auch beharrlich aus, die Nachfrage zum Angebot gab es – ein marktwirtschaftliches Paradoxon – offiziell gar nicht. Um den typischen Kunden trotzdem greifbar zu machen, soll im Hinblick auf den sozioökonomischen Schwerpunkt dieser Betrachtungen wieder ein schicht- und berufsspezifischer Ansatz versucht werden.

Der *Junge Herr*, der *Ehegatte*, der *Dichter*; die drei im Vorkapitel als Freier eingeführten Schnitzler'schen Männerfiguren sind Bourgeois und insofern repräsentieren sie schichtgenau das Gros der damaligen Sexkundschaft. Schnitzler – der sich übrigens posthum über zahlreiche Tagebucheinträge als profunder Kenner des Wiener Prostituiertenmilieus ausweisen sollte – hat in seiner *dramatis personae* zum *Reigen* tatsächlich einen veritablen sozialen Querschnitt des Freiertums gegeben; den drei erwähnten männlichen Figuren stehen nur zwei weitere, nichtbürgerliche, gegenüber. Auch die Kunden der Mutzenbacher sind durchweg elegant gekleidete Herren mit Spazierstock und Hofratsmanieren. Dass es gerade bürgerliche Männer häufig zu Prostituierten trieb, ist wohl auf den Umstand zurückzuführen, dass, wie bereits ausgeführt, vor- und außereheliche Beziehungen v.a. in diesen Kreisen als untragbar galten. Da ein heiratswilliger Mann einerseits eine standesgemäße berufliche Position und zusätzlich beträchtliche materielle Mittel vorweisen musste, um die Auserwählte überhaupt offiziell hofieren zu dürfen, folglich das Ehestandsalter relativ hoch lag – um 1900 waren an die 70% der unter 30-jährigen Männer ledig²⁷ – und da andererseits Scheidungen schlicht verboten waren und folglich auch einander körperlich abstoßende Ehepartner »bis dass der Tod sie schied« das Bett teilen mussten, waren die erotischen Gestaltungsmöglichkeiten von bürgerlichen Männern beinahe ausschließlich auf die verschiedenen Formen der Prostitution beschränkt. Für Männer aus anderen Schichten waren die puritanischen bürgerlichen Sexualnormen nicht unbedingt verbindlich, sei es aus materieller Not, wie in den Unterschichten, sei es aus Standesdünkel, wie beim Adel, sei es, wie in beiden Fällen, aus einem allgemein liberaleren Sexualverständnis.

Aristokraten bis hinauf zu den Habsburgern hatten überhaupt ein teils enges Verhältnis zur Sexarbeit: Der auf 1778 datierte Hinauswurf des anonym freunden Kaisers Josef II. aus einem Animierlokal am Wiener Spittelberg, damals ein berühmtes Rotlichtviertel, ist als Treppenwitz in die Sittengeschichte eingegangen. Kronprinz Rudolf, der einzige Sohn Kaiser Franz Josefs I., hatte ein öffentlich zur Schau getragenes Verhältnis mit einer Prostituierten, bevor er sich in die tödliche Liaison mit der jungen Baroness Mary Vetsera einlassen sollte. Sein Altersgenosse Erzherzog Leopold Ferdinand aus der Toskaner Linie brach sogar mit der Familie, um eine Prostituierte ehelichen zu können, und verkehrte von da an, seiner Standesrechte verlustig gegangen, im Zuhältermilieu.

Auch am unteren Ende der sozialen Schichtungen fand sich prostitutionsbedürftiges Klientel: Handwerksgesellen, männliche Dienstboten und andere, im Haushalt ihres Arbeitgebers wohnhafte oder als Bettgeher eingemietete, meist ledige Burschen und Männer, waren, wie ihre weiblichen Standes- und Berufsgenossinnen auch, auf außereheliche und außerhäusliche Beziehungen angewiesen, und oft blieb ihnen zur Befriedigung ihrer akuten geschlechtlichen Bedürfnisse nur die Prostitution.²⁸ Es spricht für die realitätsnahe Darstellung der sozialen Verhältnisse in der *Mutzenbacher*, wenn es einem Bettgeher in der elterlichen Wohnung vorbehalten bleibt, Josefine zu deflorieren, und ein weiterer sie der Prostitution zuführt.

Waren Frauen aus der Berufsgruppe der Bühnendarstellerinnen ungeachtet ihrer sozialen Herkunft für das prostitutive Milieu besonders sensibel, so stellte auf der anderen, der Nachfrageseite der aus allen Ethnien und Schichten zusammengesetzte Soldatenstand das Gros der Klientel. Über, unter und zwischen den sozialen Schichten waren es nämlich in erster Linie Angehörige der K.u.k. Armee, die auf Freiern Füßen marschierten. Vom einfachen Soldaten der Infanterie bis zum hoch dekorierten, oft adeligen Offizier der Kavallerie, alle waren sie auf Grund der berufsimmanenten Risiken, der häufigen Garnisonswechsel und der Quotenregelung für heiratswillige Offiziere auf außerehelichen und örtlich ungebunde-

29 Schnitzler 2002, hier *Die Dirne und der Soldat*, pp. 7-11 sowie *Der Graf und die Dirne*, pp. 111-119.

nen, bzw. auf Grund der kurzen Ausgeh- und Urlaubszeiten auch meist auf käuflichen Sex angewiesen. Wenn Stefan Zweig in der *Welt von Gestern* metaphorisch von einer »Armee von Prostituierten« schreibt, könnte man umso berechtigter und wortwörtlich von einer »Armee der Freier« sprechen. Einmal mehr war es Arthur Schnitzler, der diese Männer im *Reigen* treffsicher skizzierte. Der *Soldat* und der *Graf* – einfacher Wehrmann der eine, Dragonerrittmeister der andere – sind die einzigen männlichen Figuren des Stücks, die auf ein und dieselbe weibliche Figur treffen, eben die *Prostituierte*. Auch die daraus entstehenden Szenen spiegeln die damaligen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse getreulich wieder: Während der subordinierte Soldat das Sexgeschäft in aller Eile verrichten muss, um ja nicht den Zapfenstreich zu versäumen, und überdies die Prostituierte um ihren Verdienst prellt, leistet sich der hohe Offizier den zeitlichen Luxus, in ihrem Zimmer seinen Rausch auszuschlafen, und bezahlt die Prostituierte großzügig, obwohl er, wie sich herausstellt, ihre Dienste gar nicht in Anspruch genommen hat.²⁹

3. Der Markt

Der Wiener Sexmarkt war im Verlauf seiner geschichtlichen Entwicklung markttheoretisch betrachtet nie frei, das Spiel zwischen prostitutivem Angebot und der Nachfrage danach nie unreguliert. Spätestens mit dem 1542 vom erzkatholischen Eiferer Ferdinand I. erlassenen Polizeipatent gegen »Hurerey und Kuppeley« hatte sich die dann bis ins 20. Jahrhundert hinein immer wieder erneuerte Forderung durchgesetzt, die Prostitution sei eine epidemische Krankheit, die Prostituierten »Feinde des gesunden Volkskörpers«,³⁰ die man wie die Pest ausrotten müsse. Ferdinand hatte Bordelle verbieten lassen, ein Verbot, welches das Prostitutionswesen der Habsburgermonarchie geprägt hat und im wesentlichen noch heute gilt, und er hatte eine inquisitorische, auf Denunziation basierende Einrichtung geschaffen, die unter Maria Theresia als »geheime Keuschheitskommission« zum effizienten Sicherheitsapparat wurde und in ihrer modernen Entsprechung 1908 im »Sittenamt« aufgegangen ist. Um im Jargon der Marktwirtschaft zu bleiben, betrafen die Marktregulierungsmaßnahmen aber immer nur die Angebotsseite, während die Nachfrageseite nicht nur unreguliert, sondern weithin überhaupt unbeachtet blieb. Stets wurden nur die Prostituierten des Verstoßes gegen Moral und Sitte oder der Übertragung von Geschlechtskrankheiten beschuldigt und dafür oft schwer bestraft, während ihre Freier unbescholten blieben, ein Unrechtsverständnis, das sich in seinen Grundzügen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein erhalten hat. Im Lauf der Jahrhunderte wurden Prostituierte am Pranger oder in einem kleinen Käfig – dem sog. »Narrenkötzel« – den sadistischen Quälereien des Straßenmobs ausgeliefert, durch öffentliches Abschneiden der Haare gedemütigt, sie wurden ausgepeitscht, durch Abtrennen der Ohren verstümmelt, oder auch bei lebendigem Leib in einen Sack gesteckt und in der Donau ertränkt. Unter der sittenstrengen Maria Theresia wurden Prostituierte aus Wien verwiesen, in Schüben per Schiff über die Donau in den Banat, v.a. nach Temeschburg (heute Timișoara) deportiert und dort gemeinsam mit Strafgefangenen, Bettlern und anderen Außenseitern der Gesellschaft unter menschenunwürdigen Umständen in Arbeitslagern interniert. Diese sog. »Temeschburger Wasserschübe« fanden zweimal jährlich statt und umfassten jeweils bis zu 200 Deportierte. Nach Reden/Schweikhardt erhielt Temeschburg so »einen bedeutenden Bevölkerungsanteil leichter Mädchen, aber auch kleinere ungarische Ortschaften entwickelten sich zu wahren Hurendörfern.«³¹ Ausweisungen waren noch um 1900 üblich, wobei man dem unmenschlichen Treiben das Mäntelchen einer melderechtlichen Erfordernis umhängte, und sich vorbehielt, Prostituierte, die nicht aus Wien gebürtig waren – wenn notwendig, unter Polizeiaufsicht – in ihre Heimatgemeinden abzuschieben. Es entbehrt nicht der sittengeschichtlichen Ironie, dass diese Strafmaßnahmen zur Angebotsreduktion genau das Gegenteil von dem bewirkten, was sie beabsichtigt hatten: Die Prostitution konnte nicht nur nicht ausgerottet, ja nicht einmal nachhaltig eingedämmt werden, sondern sie wurde lediglich kriminalisiert und in die Illegalität des Schwarzmarktes abgedrängt, wo sie erst recht, und noch dazu unkontrolliert, wachsen konnte. Im Biedermeier setzte sich schließlich die auch noch für die Jahrhundertwende gültige Erkenntnis durch, die Prostitution sei ein »notwendiges Übel«, das, wenn es schon nicht aus der Wiener Stadt zu schaffen war, doch zumindest zum Schutz vor Geschlechtskrankheiten und der sittlichen Integrität wegen reglementiert werden müsse. Polizei und Ärzteschaft – von Hof, Regierung und Reichsrat, die sich selbst durch noble Ignoranz und unverfängliche Gesetze der sozialen

30 Montane 1925, p. 4.

31 Reden/Schweikhardt 1993, p. 114f. bzw. Montane 1925, p. 22.

Verantwortung entzogen – als Regulierungsbehörden des Wiener Sexmarktes eingesetzt, sahen sich dabei insofern in einer widersprüchlichen Situation, als jede wirksame Maßnahme gegen die Prostitution gleichzeitig das öffentliche Eingeständnis ihrer Existenz bedeutete, und dadurch zum sittlichen Ärgernis werden konnte, das die reaktionären Kräfte in Politik, Wissenschaft und namentlich der Presse umgehend zu den publizistischen Waffen rief. Darum entschied man sich, gemäß dem für die ausklingende Donaumonarchie so symptomatischen Leitgedanken aus Johann Strauss' *Fledermaus* »Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist«, dazu, den schönen und guten Schein zu wahren: Man setzte nur solche Maßnahmen, die von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt durchgeführt werden konnten, und deren wichtigste das bereits erwähnte, 1873 im Rahmen eines Polizeistatuts eingeführte Gesundheitsbuch war. Eine international bewährte, übrigens in Pest-Buda längst eingeführte, Maßnahme, nämlich die zwangsweise Kasernierung aller Prostituierten in behördlich überwachten Bordellen, war in Wien eben wegen ihrer Offensichtlichkeit nicht durchsetzbar. In einer skurrilen Zweckallianz waren sich in dieser Frage sogar reaktionäre Katholiken und liberale Frauenrechtlerinnen einig. Während die Kirche öffentliche Bordelle deshalb ablehnte, weil sie darin ein sichtbares Eingeständnis des Sittenverfalls sah, verfochten die Feministinnen rund um Mayreder und der Sozialdemokratin Auguste Fickert den sog. Abolitionismus, der gegen jede Art von Reglementierung der Prostitution auftrat. Die Abolitionisten vertraten die Auffassung, dass Prostituierte, wie andere Menschen auch, ein Recht auf Selbstbestimmung, und wie andere Gewerbetreibende auch, ein Recht auf freie Berufsausübung haben sollten.

In diesem regulatorischen Rahmen bewegte sich der Wiener Sexmarkt der Jahrhundertwende, und der Autor dieses Beitrags möchte seinen Leser abschließend zu einem freien, durch das bisher Gesagte gestützten Gedankenexperiment verführen, um sich diesen Marktplatz der sexuellen Dienstleistungen, Sehnsüchte und Illusionen mit Hilfe zweier historisierender Charakterskizzen zu vergegenwärtigen.

Wir beobachten einen jungen Mann, wie er abends, solide gekleidet mit Hut und Überzieher, einen Spazierstock schwenkend die Praterstraße stadteinwärts schlendert. Gerade eben kam er aus dem »Edison-Theater«, einem der fünf Cinémathographen des Wurstelpraters. Er hatte dem Anzeigenteil der *Neuen Freien Presse* entnommen, dass dort ein »Herrenabend« mit *film piquants* stattfinden würde. Auf dem Programm stand u.a. *Eine moderne Ehe*, eine Produktion der Wiener »Saturn-Film«. Davor, bei Stelze und Bier in der »Schweizer Meierei«, war er sich noch nicht sicher gewesen, ob er das Lichtspieltheater aufsuchen sollte. Wenn ihn jemand erkannte? Aber dann hatte er dieses sehr junge Ding gesehen, ein Blumenmädchen, das mit einem Strauß verwelkter Veilchen an seinen Tisch herantreten war, unter ihrem abgenutzten Mantel aber anzügliche Fotografien und billig aufgemachte Dirnenromane anbot und dazu auch noch kokett lächelte. Er wusste, dass diese Hausiermädchen mit einem ohne weiteres in die angrenzenden Praterauen gehen würden. Dort hinten, wo sich der Auswurf des Wiener Straßenstrichs zwischen Bäumen und Sträuchern versteckt feilbot, weil er zu jung, zu alt oder zu krank war, um sich anderswo sichtbar zu vermieten, würde sie dann für einen Sechser die Röcke lüpfen. Wie alt sie wohl war? Das Mindestalter für Prostituierte war erst kürzlich von 14 auf 16 Jahre angehoben worden. Aber die da war doch noch ein Kind! Da würde er sich glatt strafbar machen, das musste er als Jurist doch wissen. Außerdem war sie völlig verwahrlost, wahrscheinlich verlaust und sicher luetisch. Nein, mit der Syphilis wollte er sich kein Verhältnis anfangen, denn das wäre ein unauflösbares. Nein, die schmerzhaft Bleikur, welche, wie er sich erinnerte, schon einige seiner Kommilitonen gezeichnet hatte, wollte er keinesfalls über sich ergehen lassen müssen. Die Haut der Kranken war mit Quecksilber eingerieben worden, Haare und Zähne waren ihnen ausgefallen, und nach einer kurzen, trügerischen Zeit der Hoffnung hatte der Körperfraß erst recht wieder eingesetzt. Nein, nein und noch einmal nein, eine Infektion würde früher oder später seine Heirat, und, was noch wichtiger war, seine Karriere gefährden! Auf Anraten seines Onkels, eines pensionierten Kavallerieoffiziers, der in geschlechtlichen Dingen sehr erfahren und aufgeschlossen, und darum wahrscheinlich vom Vater mit der sexuellen Instruktion des jungen Mannes betraut worden war, verkehrte er darum von Anfang an nur dann mit Dirnen, wenn sie ein Gesundheitsbuch vorweisen konnten, oder eine Toleranzkarte, wie es in Ungarn, wohin er aufklärerische Ausflüge unternommen hatte, hieß. Immerhin würden die Konkripierten zweimal wöchentlich

untersucht, wobei man auch hier nicht sicher gehen konnte, ob die Polizeiärzte bestechlich und die Ausweisfotos mit etwas Geschick austauschbar waren. Kondome waren für ihn grundsätzlich nie in Frage gekommen. Sein Onkel vertrat die Auffassung, so etwas wäre »unmännlich«. Auch bezeichnete sein Beichtvater jede Verhütung als »Teufelswerk«. Diese Ablehnung des Kondoms hatte in Wien Tradition. Schon im 18. Jahrhundert hatte Casanova versucht, den Wienern ihren Aberglauben auszureden, das Einreiben des Penis mit einer Speckschwarte würde vor Infektionen schützen, und ihnen stattdessen die Vorzüge der *English overcoats*, wie man damals die noch aus Schafdärmen oder anderen Tiermembranen hergestellten Kondome nannte, gepriesen. Um die Wiener zum Kondom zu bekehren, hatte Casanova sogar einen flammenden Aufruf verfasst, ihn auf Flugblätter drucken und überall in der Stadt affichieren lassen. Doch selbst ihm, zweifelsfrei die erste Autorität der geschlechtlichen Verhältnisse seiner Zeit, war kein Erfolg beschieden gewesen und die Speckschwarte sollte weiter ihre zweifelhafte Wirkung entfalten dürfen. Wie sich diese mittlerweile aus vulkanisiertem Kautschuk herstellten und mit einer groben Naht versehenen Kondome eigentlich anfühlten, hat der junge Mann bis heute nicht erfahren. Die Angst, dabei zu versagen, war stets größer als die Neugier, es zu probieren. Abgesehen davon waren Kondome in Österreich 1875 auf Druck der katholischen Kirche gesetzlich verboten worden, er würde sich also strafbar machen, verwendete er sie. Und was die Empfängnisverhütung betraf, gab es ohnehin den *coitus interruptus*. Und wenn er da einmal patzte, was ging es ihn schließlich an, wenn er eine Dirne schwängerte? Tiefer konnte sie ohnehin nicht mehr fallen, und ein uneheliches Kind mehr machte die Welt auch nicht verkommener. Natürlich wäre dieses junge Ding von vorhin reizvoll gewesen, seufzt er nun versonnen, während er die flanierenden Frauen auf der trotz später Stunde immer noch belebten Praterstraße mit Röntgenblicken mustert. Und als Geheimprostituierte ist sie noch rechtloser als die Registrierten; er hätte sie sogar ungestraft um ihren Schandlohn prellen und einfach sitzen lassen können, obwohl man da auf der Hut sein muss, weil die Zuhälter meist in der Nähe passen. Aber eine Stehnummer im nasskalten Praterdickicht ist seinesgleichen Sache soundso nicht. Das ist eher etwas für besoffene Bierversilberer oder polternde Schlossergesellen. Er wollte schauen, was sich später, hier um die Praterstraße ergeben würde. Jedenfalls hatte ihn das Blumenmädchen derart aufgewühlt, dass er sich doch dazu entschloss zum »Herrenfilm« zu gehen. Die Nacktszenen aus *Eine moderne Ehe* vor seinen Augen abspulend bummelt er jetzt das Trottoir entlang. Nacktes Frauenfleisch scheint unserem jungen Mann gerade jetzt eine begehrenswerte Seltenheit, die man nicht oft zu sehen bekommt. Zwar werben wie überall in Wien auch hier Frauen tief dekolletiert und mit verführerischem Lächeln von jeder Litfasssäule, damit man eine bestimmte Zigarettensorte oder Rasierseife kauft, und auch hier sind an jedem Kiosk Illustrierte mit schlüpfrigen Witzen erhältlich, die mit leicht bekleideten Frauen bebildert sind: Leibhaftig aber sind sie vom Knöchel bis zum Hals zugeköpft. Man muss sich doch nur umsehen, etwa hier auf dem Korso. Oder an die Frauen denken, die man persönlich kennt. Keine einzige aus seinem familiären oder beruflichen Umfeld zeigt auch nur ein wenig mehr Haut als erlaubt, am wenigsten seine zukünftige Braut, die Tochter des Teilhabers von seines Vaters Anwaltskanzlei. Keine Frau ist nackter als sich schickt, außer natürlich die Božena, das Stubenmädchen im väterlichen Haus, aber das ist erstens keine Wiener Dame sondern ein mährisches Bauernweib, und zweitens eine ganz andere Geschichte ... Vielleicht sollte er heuer im Sommer einmal ins Gänsehäufelbad schauen, wo neuerdings, wie er gehört hat, die sog. Naturisten eine Kolonie gegründet haben, wo Männer und Frauen gemeinsam baden, manche sogar nackt! Nein, dafür ist er dann doch zu genant. Nun, was das Nacktsein betrifft, ziehen sich sogar die Prostituierten. Es würde zu lange dauern, die Stiefel jedes Mal auf- und dann wieder zuknöpfen zu müssen, hat ihm einmal eine erzählt. Und außerdem wäre oft niemand zur Hand, der ihr das Mieder wieder zuschnürte. Wen wundert's, wenn ihr »Freund«, mit seinem zerschlagenen Gesicht unter der karierten Jockey-Kappe, den ganzen Abend in der Kaffeeschenke gegenüber sitzt und ihr Geld vertarockiert. Und nach Dienstschluss saufen sie dann gemeinsam beim Brantweiner nebenan, und die Zeche bezahlt wieder die Dirne, will heißen er und andere Freier. Das ist ein Leben! Aber was geht's seinereins an. Ist übrigens auch oft besser, dass sie angezogen bleiben: Fettringe, Narben, Schweißfüße und was dergleichen Unappetitliches mehr sonst zum Vorschein kommt. Natürlich wusste er schon früh, wie nackte Frauen aussehen, wenn auch ungenau, durch ästhetisch verbräunte Darstellungen verzerrt. Da waren z.B. die Bildbände zu Klassikern der Malerei aus seines Vaters bildungsbürgerlicher

32 Gustav Klimt gestaltete den Beethovenfries für die XIV. Ausstellung der Secession, die 1902 als Hommage an Ludwig van Beethoven konzipiert worden war und in der die Idee des secessionistischen Gesamtkunstwerks ihre hervorragendste Ausprägung erfuhr.

33 Egon Schiele wurde 1912 vom Bezirksgericht Neulengbach wegen des Tatbestands der »Verbreitung unsittlicher Zeichnungen« zu einer unbedingten Haftstrafe von 24 Tagen verurteilt.

34 Stratz, Carl Heinrich: Die Schönheit des Weiblichen Körpers. Stuttgart: F. Enke 1898.

35 Als Pionierleistung und Standardwerk gilt Fuchs, Eduard: Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. 3 Bde. München: A. Langen, 1909–1912.

Hausbibliothek; und er erinnert sich auch amüsiert an die Makart'schen Monumentalnackedeis, zu deren pompösen Ausstellungen ihn seine Kunsterziehungslehrer schon als Kind geschleppt hatten. Vor allem das kolossale Historienbild *Einzug Karls V. in Antwerpen* (1875), auf dem Makart den geschichtlich verbürgten Empfang des Kaisers durch leicht beschürzte Prostituierte dargestellt hatte, blieb ihm im Gedächtnis. Damals hatte er seine erste Bekanntschaft mit Prostituierten gemacht, als ihm auf Nachfrage von seinem Lehrer mitgeteilt worden war, dass es sich dabei um »Freudenmädchen« handeln würde. Die zweifelsfrei schönen aber unnatürlichen Brokatbrüste und Plüschpopos historisierender Prägung haben ihn aber immer nur gelangweilt. Heute noch verärgert ist er hingegen, wenn er an die hässlichen Frauenakte dieses modernen Malers, Klimt oder so ähnlich, denkt. Vor Jahren gab es doch einmal eine Ausstellung als Hommage an den von unserem jungen Mann wie einen Gott verehrten Beethoven, wo dieser wahnsinnige Klimt sich mit einem skandalösen Fries produzieren durfte.³² Das ist doch höchstens Sodomie, aber niemals Kunst, und schon gar keine schöne! Der unverschämteste dieser sodatischen Afterkünstler ist aber der, wie heißt er noch, Schiele. Soweit er sich erinnern kann, stand kürzlich in der *Presse*, dass dieser Schiele nun Gott sei Dank dort ist, wo er hingehört, im Gemeindegarten von Neulengbach nämlich!³³ Aber Kunst hin und Kunst her, was ist das alles gegen die Natur! Das hat er schon als Bub geahnt, und heute, da er die Frauen rundum sich eng tailliert in ihren Hüften wiegen sieht, und ihren Busen, vom Korsett hervorgehoben, gleichsam wie ein pralles Geschenk präsentiert bekommt, ist es ihm mehr denn je Gewissheit. Die populärwissenschaftlichen Darstellungen über das »Weib« an sich, ergiebige Zeugen positivistischen Sammlerfleißes in Prachtausgaben, haben ihn stets mehr interessiert als künstlerische Akte, und als Heranwachsender blätterte er oft darin, natürlich heimlich, nachdem er sich unbemerkt in die väterliche Bibliothek hatte schleichen können; in Stratzens *Schönheit des weiblichen Körpers* etwa, mit den vielen Nacktaufnahmen von Frauen aus aller Welt.³⁴ Noch mehr Interesse allerdings erweckten bestimmte Romane, die man sich gegenseitig unter der Schulbank zuschob. Einer seiner Klassenkameraden im Gymnasium hatte einen bibliophilen Vater, der auch erotische Privatdrucke sammelte und eines der nur eintausend Exemplare des 1906 bei Fritz Freund in Wien erschienenen Privatdrucks der *Mutzenbacher* erwerben konnte. Der Klassenkamerad hatte das kostbare Buch unmerklich entwendet, und die ganze Klasse konnte die *Mutzenbacher* bald auswendig. Dagegen war sogar Schnitzlers *Reigen* sittsam, der Jahre zuvor, als der junge Mann noch die Unterstufe des Gymnasiums besuchte, in der von Berthold Löffler hübsch gestalteten Ausgabe des Wiener Verlags von Hand zu Hand gereicht worden war; harmlos war dieser *Reigen* gewesen, war doch dort alles Interessante durch Gedankenstriche ausgespart worden. Später kaufte er sich dann unter dem Ladentisch einer einschlägig bekannten Papierhandlung einen der vielen Nachdrucke der *Mutzenbacher*, und diese Schweinerei, denn worum handelt es sich sonst, hat heute, da er sich an diese pubertären Selbstaufklärungsversuche mit einem spitzbübischen Schmunzeln zurückerinnert, bereits den Bekanntheitsgrad des *Kaiserlieds* erreicht, wie sich Egon Friedell später einmal ausdrücken wird. Aber das kann der junge Mann noch nicht wissen, und er denkt heute weniger an den *Reigen* oder die *Mutzenbacher* als an das Blumenmädchen in der »Meierei«, während er sich nach den Frauen auf der Praterstraße umdreht, die, wie es scheint, ihm verlockend zuzwinkern. Die dort, mit der Glitzerboa, ob die vielleicht ...? Nein, da naht auch schon ihr Begleiter. Wenn er an den heutigen Film denkt, dann ist es immer wieder die gleiche Darstellerin, die ihm in den Sinn kommt. Er meint sie irgendwoher zu kennen. Von einer der mit Namenszug, Adresse und aufreizendem Foto versehenen Visitenkarten jener Prostituierten vielleicht, die sich damit in Kavaliereisen entwerfen? Oder kennt er sie gar persönlich? Dass Dirnen sich nebenbei für erotische Fotoserien ablichten lassen – wenn er sich recht erinnert, kommt das auch in der *Mutzenbacher* vor – oder als Darstellerinnen in pikanten Filmen auftreten, ist immerhin üblich. Wie dem auch sei, er spürt, es ergibt sich hier heute noch etwas, obwohl die Käuflichen, wie immer, nicht leicht zu erkennen sind: Das Haar manchmal offen, ein grelles Accessoire hie und da, sonst unterscheidet sie äußerlich nichts von den Anständigen. Früher war das anders, wie er sich nun erinnert erst kürzlich in einer der nunmehr gehäuft erscheinenden Sittengeschichten gelesen zu haben.³⁵ Im Barock soll der Brustausschnitt der Wiener Straßendirnen so groß gewesen sein, dass sich der gefürchtete Volksprediger Abraham a Sancta Clara auf der Kanzel darüber erzürnte und in der für ihn üblichen, deftigen Wortwahl den Adler des Evangelisten Johannes auf die Prostituierten herab beschwor, er möge ihnen »auf die entblößten

36 Mauthner-Weber, Susanne: Venus-
 wege. Ein erotischer Führer durch das
 alte Wien. Wien: Promedia-Verl.-Ges.
 1995, p. 20.

Brüste schießen«. ³⁶ Heute sind die Kleidungsitten strenger und man ist auf mehr oder weniger unmissverständliche Gesten angewiesen. Die Stattliche dort, mit dem Regenschirm, steht die nicht schon auffällig lange vor der Juweliersauslage? Nein, da ist auch schon ihre Aufsicht, Gouvernante oder Tante, was immer. Die richtige Geste, der wortloses Verständnis bedeutende Gesichtsausdruck – ein einladendes Lächeln etwa, oder ein aufforderndes Augenzwinkern – das ist alles, was sich der Sexsuchende erwarten darf. Natürlich könnte er auch gewisse, abgelegene Seitengassen aufsuchen, in denen Dirnen Gassenlokale gemietet haben, um, in Auslagen sich räkelnd oder an Türrahmen gelehnt, halbnackt und lautstark anzuschaffen. Aber das ist ihm zu vulgär, und Angst übermannt ihm beim Gedanken, sich vor aller Augen wie ein Opfer freien zu lassen. Er bevorzugt das *a priori* unentschiedene aber seinen Sinnen umso reizvollere Versteckspiel als Jäger um den bürgerlichen Anstand, so wie er es gerade jetzt, vom Lauf des Abends erregt, und hier, auf der Praterstraße, betreibt, welche übrigens, wie er aus dem Geschichtsunterricht noch behalten hat, früher einmal tatsächlich Jägerzeile hieß, als sie noch zu den kaiserlichen Jagdgründen führte, die den Prater bis zu seiner Öffnung durch Joseph II. im Jahr 1766 ausgemacht hatten. Da schau an! Die Dralle dort drüben, die mit dem papageigelben Überwurf, würde ihm gefallen. Hat die nicht eben ihre Handtasche etwas zu dreist geschwungen? Jetzt biegt sie in eine Seitengasse ein und blickt sich kurz um. Der junge Mann geht ihr gemessenen Schritts und mit gebühlichem Abstand nach.

Die junge Frau spaziert wie unbeteiligt und doch zielstrebig die Gasse entlang. Sie schwingt dabei ihre Handtasche und auch ihre Hüften ein wenig mehr als der Anstand es erlaubt und überlegt, ob sie die Wurzen – so nennt sie den möglichen Freier insgeheim und wie im Milieu üblich – zunächst in ein kleines Kaffeehaus ums Eck lotsen, ihm dort eine Konsumation herauslocken und gegebenenfalls die Konditionen aushandeln sollte, oder ob sie gleich ihre eigentliche Arbeitsstätte, das nahe gelegene Stundenhotel »Dresdnerhof«, ansteuern wollte. Ihren bisherigen Arbeits- und auch Wohnplatz, ein Zimmer mit separatem Eingang in einer großen, als bordellähnlicher Einrichtung betriebenen Privatwohnung, hat sie nämlich kürzlich aufgegeben. Sie hatte eine Wuchermiete bezahlen und überdies der Zimmervermieterin noch einen Teil ihrer Einnahmen abliefern müssen. Das würde ihr zustehen, sähe sie sich doch seitens der Sittenpolizei dauernd auf das Unangenehmste mit dem Vorwurf der Kupplerei konfrontiert, hatte die Vermieterin geklagt. Als sie dann auch noch einen Zuschlag für Bettwäsche, Handtücher und das – ohnehin nie zufrieden stellende – Reinemachen einheben wollte, kündigte die junge Frau, zumal sich ihr Freund sofort als neuer Logiegeber anbot. Jetzt zahlen eben die Freier das Zimmer, und sie muss sich nicht mehr mit der geizigen Althure herumstreiten. Das wäre heute schon der Dritte, denkt sie nun, nachdem sie sich umgeblickt und den jungen Mann mit einladendem Blick nachzukommen aufgefordert hat; ihr Freund wird sich freuen. Sie wird später ins Café Dogenhof hinüber gehen, und ihm berichten, dass die Handtasche, die er ihr erst gestern gekauft hat, die Investition gelohnt hat. Das Geschäft, in das er sie führte, verkauft allerlei hübsche Sachen, die eine auf der Straße dezent auffällig machen und vieles, was man sonst noch zum Betreiben des Gewerbes braucht. Was die junge Frau nicht weiß, ist, dass es solche Geschäfte in Wien immer wieder gegeben hat. Der im 18. Jahrhundert dokumentierte, legendäre Laden der »Schlangenbaronin« etwa führte neben Kleidung, Schminke und Aphrodisiaka ein Sortiment von »Wachsnasen in allen Formen und Größen«, womit die wegen fortgeschrittener Syphilis abgefaulten eigenen Nasen ersetzt werden konnten. Von eben dieser *lues venerae* und dem damit einhergehenden körperlichen Verfall, der sie früher oder später zur Spitalsinsassin und Invaliditätsrentnerin machen würde, ist sie aber bisher verschont geblieben. Das ist eigentlich ein Wunder, denn viele ihrer Kolleginnen sind syphilitisch, wie auch der über ihre Resistenz immer wieder erstaunte Polizeiarzt bei den regelmäßigen Kontrollen auf dem Kommissariat konstatiert. Auf die Freier ist diesbezüglich ohnehin kein Verlass. Kaum einer bringt ein Kondom mit, die außerdem verboten, schwer erhältlich und sündteuer sind, wie sie erst gestern wieder in dem erwähnten Geschäft erfahren musste, wo man sie unter dem Ladentisch verkauft. Es gibt dort übrigens auch Femidome, aber das wäre ihr zu umständlich, und auch ihr Freund meinte, dass so etwas die Herren nur vertreiben würde. Außerdem verhüten diese neuen Dinger nur gegen eine etwaige Empfängnis, nicht aber gegen Geschlechtskrankheiten. Was nicht heißen soll, dass ihr eine neuerliche Schwangerschaft gleichgültig wäre; ganz im Gegenteil, sie hat schon mehrmals abgetrieben und weiß deshalb aus eigener, leidvoller Erfahrung, wie fahrlässig manche Engelmacherin-

37 Mutzenbacher 1990, p. 306.

 38 Baedeker, Karl: Österreich-Ungarn.
Handbuch für Reisende. Leipzig: K.
Baedeker ²⁹1913.

nen gefährliche Pflanzen wie Gartenraute oder Mutterkorn, neuerdings aber auch chemische Gifte wie Arsen und Chinin verabreichen. Und als Kindsmörderin ins Zuchthaus will sie schon gar nicht; das wäre das Ende ihres Lebenstraumes, einmal genug Geld gespart zu haben um aufzuhören, ihren Freund zu heiraten und in ihrem Heimatort, einer westungarischen Provinzstadt, einen Modosalon zu eröffnen. Als sie vor einigen Jahren von dort weg und nach Wien gezogen war, um eine Stelle als Küchenhilfe in einem Restaurant anzunehmen, war sie noch ein Mädchen gewesen und hätte sich im Albtraum nicht auszudenken vermocht, was sie hier erleben würde müssen: Sie hatte sich schon nach kurzer Zeit mit der Köchin zerworfen und war arbeitslos geworden, ein Verehrer hatte sie kurzzeitig unterstützt, ihr die Ehe versprochen, sie geschwängert und dann verlassen; sie ließ spät abtreiben und wäre an einer Überdosis Mutterkorn fast gestorben; ein anderer Unterstützer war an die Stelle des ersten getreten, sie wurde neuerlich verlassen, wieder ausgehalten und hatte endlich aufgegeben, sich nach einer neuen Stelle umzusehen. Schließlich lernte sie im Vergnügungspark »Venedig in Wien« ihren Freund kennen, der sie als Kellnerin in einem Gasthaus mit *chambres séparées* unterbrachte. Damit war sie in das prostitutive Milieu eingetreten und es war angesichts ihrer Lebensumstände nur eine Frage der Zeit, bis sie selbst Prostituierte sein würde. Ihre Kindheit in Ungarn scheint ihr jetzt unendlich lange her, ihr Heimatort auf einem anderen Kontinent zu sein, und hätte sie die *Mutzenbacher* gelesen, sie würde deren *summa* eines Dirnenlebens vorbehaltlos bestätigen: »Sie liegen oben, wir liegen unten. Sie stoßen und wir werden gestoßen. Das ist der ganze Unterschied.«³⁷ Den bestimmten, ihr folgenden Schritten des jungen Mannes lauschend stellt sie erneut mit Befriedigung fest, dass die neue Handtasche ihre Wirkung nicht verfehlt hat. Wobei das richtige Taschenschwingen Talent erfordert und gelernt sein will: Schwingt man zu leicht, sieht es niemand; schwingt man zu stark, sehen es auch die zivil patrouillierenden Beamten des Sittenamts. Es wäre nicht das erste Mal, dass man ihr wegen »Erregung sittlichen Ärgernisses« das Gesundheitsbuch weggenommen hätte. Und dann muss wieder ihr Freund auf das Amt und es sich mit den Beamten richten, so wie damals, als sie beinahe abgeschoben worden wäre, weil sie als gebürtige Deutschungarin nicht »nach Wien zuständig« war. Sie bleibt kurz stehen und blickt sich um. Das dürfte überhaupt ein anständiger Mensch sein, da hinten. Fesch, elegant gekleidet und zurückhaltend im Auftreten. Vielleicht ist er einer von diesen Ausländern, einer jener Sextouristen, die sich auf der literarisch genährten Sehnsucht nach dem *Süßen Mädels* in letzter Zeit häufiger in gewissen Gegenden der Stadt herumtreiben. Natürlich gibt es für den an käuflichem Sex interessierten Reisenden noch keinen Spezialführer, aber selbst der seriöse Baedeker erteilt Auskunft, wo man zu suchen hat, wenn auf »Herrenabende mit Volkssängern« und »Variété-Theater (für Herren)« hingewiesen wird.³⁸ So vertrauenserweckend wirkt der junge Mann auf sie, dass sie sich nun dazu entschließt, ihn doch nicht in das Kaffeehaus zu schleppen, sondern gleich mit ihm in den »Dresdnerhof« zu gehen. Das ist keiner von diesen hässlichen Alten, Knausern oder Säufnern, keiner von diesen Perversen, die weiß Gott was wollen. Wobei gerade die solide scheinenden Herren oft die größten Schweine sind, wie sie aus eigener Erfahrung weiß. Darum ist Vorsicht der Dirne erstes Gebot, der Schein trügt nur allzu oft. Das sieht man nicht zuletzt an den Diensten, auf deren Angebot sich manche ihrer Kolleginnen spezialisiert haben, die ja immer nur das offerieren, was die Kundschaft sucht. Eine wird z.B. »Pfeiffenraucherin« genannt, weil sie sich besonders auf fellationistische Praktiken versteht. Dort, wo sie herkommt, irgendwo aus dem Küstenland, werden Dirnen regelrecht dafür ausgebildet, wie der Freund unserer jungen Frau erfahren haben will. Eine zweite wiederum nennt sich – nach der gleichnamigen Figur aus Sacher-Masochs Novelle *Venus im Pelz* (1870) – »Wilde Wanda«, und ist auf die gewaltsame Befriedigung von Unterwerfungssehnsüchten spezialisiert, die der erwähnte Sexologe Krafft-Ebing wenige Jahre zuvor, den Autor der Novelle als lebendiges pathologisches Fallbeispiel heranziehend, als »Masochismus« definiert und in den sexologischen Diskurs eingeführt hat. Eine dritte Kollegin schließlich wird als »Ewige Jungfrau« tituliert und bietet vorzugsweise Petting und Analverkehr an. Sie betreibt ihre Scheinjungfrauenschaft so erfolgreich, dass sie als erste Wiener *demi-vierge* in aller Munde ist, und, wie die junge Frau aus erster Hand weiß, auch so überzeugend, dass Männer, die sich eine echte Jungfrau weder leisten können noch wollen, auch mit der falschen zufrieden sind. Veritable Jungfrauen stehen nämlich bei den besseren Wiener Herren hoch im Kurs, die Nachfrage übersteigt hier bei weitem das Angebot, und eine Defloration ist darum ein teures Vergnügen. Die meisten dieser Mädchen werden in Krakau, Czernowitz

39 Einen detaillierten Bericht über den Mädchenhandel in Österreich-Ungarn liefert Schrank, Josef: Der Mädchenhandel und seine Bekämpfung. Wien: Opitz 1904.

oder Lemberg mittels Stellenanzeigen für Hauspersonal angeworben, sind oft für Bordelle im Orient oder in Übersee bestimmt und sollen in einem der einschlägigen Triestiner Häuser vor ihrer dortigen Einschiffung instruiert werden. Einige davon bleiben in Wien auf der Strecke, wie auch jenes Mädchen, das sie aus dem »Dresdnerhof« kennt. Sie ist wie viele ihrer Leidensgenossinnen Jüdin und stammt ursprünglich aus einem Ghetto nahe Stanislau in Ostgalizien. Ihre bitterarme Familie vertraute sie guten Gewissens einem Mädchenhändler an, der vorgegeben hatte, ein international tätiges Stellenvermittlungsbüro zu vertreten und ihr eine Stelle als Dienstmädchen in Buenos Aires zu verschaffen. Für die Reisekosten wollte einstweilen seine Firma aufkommen, bis sie dieselben von ihrem Gehalt retournieren würde können. Da sie von dem Händler als Mädchen zweiter Wahl eingestuft wurde, kam sie für die exklusiven Freier in Übersee aber nicht in Frage und sollte deshalb im Inland verkauft werden. Auf der Reise von Lemberg nach Wien gingen ihre Papiere verloren. In der Haupt- und Residenzstadt angekommen, wurde sie bei einer mit dem Händler verkuppelten Zimmervermieterin einquartiert, die für Kost und Logie horrende Preise in Rechnung stellte, und da das Mädchen mittellos war, sie dazu anhielt, ihre Schulden durch Prostitution zu begleichen. Als sie sich weigerte, stellte man ihr auch die Reisekosten in Rechnung, sie wurde eingeschüchtert und misshandelt und schließlich von einem Herren aus höchsten Kreisen, der an die 500 Kronen bezahlt haben soll, gewaltsam entjungfert.³⁹ Bei all diesen pervertierten Wurzeln ist also Vorsicht geboten, der aber, sie blickt noch einmal über die Schulter, um sich zu vergewissern, ob der junge Mann ihr noch folgt und auch, um ihre Einschätzung noch einmal bestätigt zu finden, der aber ist einer dieser normalen vor- oder außerehelichen Notständler, für eine Mätresse aus besseren Kreisen zu geizig, von Affären mit verheirateten Frauen enttäuscht und von *Süßen Mädels* gelangweilt; dann kommt er halt zu ihr. Die junge Frau hat den »Dresdnerhof« erreicht, tritt ein und begrüßt vertraulich den Portier. Kurz darauf betritt auch der junge Mann das Hotel, nachdem er sich umgeblickt und versichert hat, dass niemand ihn gesehen haben würde.



Domenico Jacono (geb. 1967) studierte Vergleichende Literaturwissenschaft in Wien, Paris, Prag und Timișoara. Er lebt und arbeitet als Antiquar, freischaffender Autor, Übersetzer für rumänische Literatur und Kulturpublizist in Wien.

Kontakt: domenico.jacono@chello.at